

Aus Dieter und Jürgen Zimmer: *Zur Familiengeschichte* (2005, unveröffentlicht)



Ruinen im Bezirk Tiergarten, ca. 1952 (Foto: D.E.Z.)

Bombenkrieg

Überprüfte Erinnerungen

Von Dieter E. Zimmer

So erlebte ich den Beginn des Krieges. Wir verbrachten wie fast jedes Jahr den Sommer in Warnemünde, wo sich die Eltern 1933 kennen gelernt hatten. Sonne, Sandburgen, Strandkörbe (noch aus Korb), Buddeleimer, zwei Fähren gleich hinter der Mole, weiß die ‚Schwerin‘, schwarz die ‚Danmark‘, „Nussstangen“ (leider extinkt), zweierlei Quallen, „giftige“ Feuerquallen mit rötlichen Innereien und „harmlose“ bläuliche (eine irrige Theorie). Plötzlich mussten wir vorzeitig nach Berlin zurück, ich begriff nicht warum. Weil wohl bald „Krieg“ sein würde. Was das war, wusste ich nicht. Ich war fünf. Gerade erst hatte mein bewusstes Leben begonnen; meine älteste zusammenhängende episodische Kindheitserinnerung, an einen Krankenhausaufenthalt, reicht nur ein Jahr weiter zurück.

Wann war das? Es muss Ende August gewesen sein. Am 25. hatte Hitler den Angriff auf Polen befohlen, und selbst wenn die Bevölkerung es nicht gleich direkt erfahren haben sollte, konnte sich jeder die Anzeichen

schon seit Monaten zusammenreimen. Am 27. wurde bekannt gegeben, dass es von jetzt an Lebensmittel, Kohlen und Treibstoff nur noch auf Bezugsschein geben würde. Vermutlich wurden spätestens jetzt alle Beamten an ihren Arbeitsplatz zurückbeordert, auch Vater. Der D-Zug am Bahnhof gleich neben dem Fährhafen war lang und voll. Die Mienen waren düster. Es jubelte niemand.

In Berlin war alles wie immer, aber bei Bäcker Gäbel gab es ab sofort keine Brötchen mehr, überhaupt kein Weißbrot. Schuld war der „Krieg“, hieß es. Auch an einer anderen Neuerung, die „Fliegeralarm“ hieß – das muss also der 1. September gewesen sein, der Tag des ersten Alarms, als sich abends um halb sieben angeblich zwei polnische Flugzeuge dem Berliner Stadtgebiet näherten –, der sich aber zunächst nur durch ein sonderbares und bedrohliches allgemeines Geheul bemerkbar machte. Das besorgten „Sirenen“, die irgendwann auf einigen Dächern montiert worden sein mussten, die nächste, wenn ich mich recht erinnere, auf dem Eckhaus Schloss- und Feuerbachstraße. Es war immer ein Konzert von lauterem und leiserem Sirenen, wegen der unterschiedlichen Entfernungen ein leicht asynchrones Konzert. Ein böstiger Ton: ein Auf und Ab von zu tief nach zu hoch. Er riss einen geradezu aus dem Bett. Noch heute geht es mir durch Mark und Bein, wenn irgendwo eine Sirene in dieser Tonlage aufzuheulen beginnt.

Bald waren die Sirenen die Taktgeber des Lebens: Drei lange Töne für den „Voralarm“, dann hatte man etwa zehn bis fünfzehn Minuten Zeit, die Luftschuttsachen anzuziehen, den Luftschuttkoffer mit dem Nötigsten zu greifen und stumm in den Luftschuttkeller hinabzulaufen, manchmal auf der Treppe schon überholt vom „Alarm“, dem noch gemeineren Auf-und-ab-Geheul der Sirenen. Eventuell erhaschte man an der Hintertür zur Kellertreppe am Nachthimmel noch den Silvesterzauber aufgeregter umherstreifender Scheinwerferstrahlen und feindlicher „Weihnachtsbäume“: Leuchtzeichen, mit denen britische „Pfadfindermaschinen“ das Zielgebiet für die folgenden Bomber markiert hatten. (Erst jetzt weiß ich, dass es große Magnesiumkugeln waren, die an Fallschirmen sehr langsam zu Boden sanken.) Dann hörte man hysterisches Geschützfeuer. Das war die „Flak“, die nächste montiert auf der Plattform des Hauses Südwestkorso Ecke Breitenbachplatz, das nie von einer Bombe getroffen wurde und

heute ein FU-Institut beherbergt. Es handelte sich um die 8,8 Flak, alle drei bis vier Sekunden ein Abschuss, bei dem das Rohr Feuer spie und nervös zurückzuckte. Dann war auch schon das gleichförmige, unbeirrbar Brummen eines Flugzeugschwarms in fünf- bis sechstausend Meter Höhe zu hören, sozusagen eine Wolkenfront aus gleichmäßigem vielstimmigem Gebrumm, aus der sich hin und wieder ein im Ton höheres und lauterer einzelnes Brummen beunruhigend löste. Plötzlich ein Heulen von ganz oben nach unten, eine kurze Stille, ein ferneres oder näheres Krachen, ein stärkeres oder schwächeres Erbeben aller Mauern und allen Mobiliars, möglicherweise ein Scheppern, Knistern und Rieseln – das war dann eine Bombe gewesen, und nach ein paar Stunden wurde es wieder ruhig in der Luft, sie zogen ab, bald heulten die Sirenen „Entwarnung“, ein langgezogener Ton in Mittellage, und man durfte wieder hinauf in die Wohnung und den Nachtschlaf fortsetzen.

Neues zog ein in den Alltag.

„Gasmasken“ wurden verteilt. Die vierköpfige Familie erhielt eine einzige, mit der Bruder Jürgen oder ich uns manchmal als grausige Aliens verkleideten. Der Gummi fühlte sich unangenehm an, außerdem kniff sie.

„Verdunkelung“ wurde befohlen. Alle Straßenbeleuchtung erlosch, kein Lichtschimmer durfte durch irgendwelche Fenster nach draußen dringen; am 3. Mai 1940 ordnete Görings Reichsluftfahrtministerium im ganzen Land die totale Verdunkelung von Sonnenunter- bis Sonnenaufgang an. Zu diesem Zweck gab es „Verdunkelungsrollos“ zu kaufen, die angebracht und dauernd überprüft werden mussten. Jedes Haus hatte plötzlich einen (anfangs bescheiden uniformierten) „Luftschutzwart“, der die Einhaltung der „Luftschutzvorschriften“ überwachte, auch die Verdunkelung. Immer wieder war abends der gellende Ruf „Licht aus!“ zu hören. An den Straßenbäumen und an Bordsteinkanten erschienen Streifen aus fahlgrüner Leuchtfarbe. Die Menschen sollten „Leuchtplaketten“ am Aufschlag tragen, wohl damit sie nicht zusammenprallten, wenn sie im Dunkeln umhertappten. Sie phosphoreszierten so schwächlich, dass ich sie für wirkungslos hielt; ich probierte es aber nie aus. Trotzdem war ich stolz auf meine Plakette, die die Form eines Edelweiß hatte und mir schicker vorkam als die Hufeisen und Kleeblätter der anderen.

Alle, zumindest die meisten Kinder, sammelten und tauschten außer Leuchtplaketten „Splitter“. „Bombensplitter“ sagte man, in Wirklichkeit dürften die meisten von Flakgranaten gestammt haben: kristallin zerfetzte Eisenstücke verschiedener Größe, die einen besonders hohen Tauschwert hatten, wenn etwas vom Gewinde des Zünders daran zu sehen war – und die den Tod bedeuteten, wenn sie einen trafen. Man sammelte sie in einem Pappkarton; jeder wollte die größten und die in den abenteuerlichsten Formen haben.

„Brandmauerdurchbrüche“ sollten hergestellt werden. Mir schienen die extradünnen Mauerstellen die Keller noch fragiler zu machen.

„Luftschutzübungen“ fanden statt. Alle Hausbewohner, auch die Kinder, mussten ab und zu eine Kette bilden und Sandsäcke (eigentlich Sandtüten) auf die Dachböden hinaufreichen. Dort sollten sie dazu dienen, den zischenden Feuerstrahl etwaiger Stabbrandbomben zu ersticken, ehe die Dielen und Balken Feuer fangen konnten. Schaufeln, Hacken, „Feuerpatschen“ und gefüllte Wassereimer mussten dort ebenfalls bereitstehen. Jeder wusste, dass alle diese Werkzeuge wirkungslos wären gegen den Phosphor, der weit umherspritzte (es war meist Phosphorgel). Den bekam man nicht mehr von den Kleidungsstücken und dem Körper ab, und er brannte, solange er Luftzufuhr bekam. Trat man unversehens in einen Phosphorspritzer, so konnte man nur die Schuhe sofort tief vergraben, ins Wasser werfen oder irgendwohin, wo sie still für sich zu Ende brennen konnten. Trat man sie trampelnd und stampfend aus, erschien die blaue Flamme unter der Sohle sofort wieder.

Zuerst befand sich unser Luftschutzkeller unterm Hinterhaus, ein trübes und von schiefen Balken gestütztes, nicht sehr stabil wirkendes Gemäuer, wo vermummte Leute auf diversen sperrmüllartigen Sitzgelegenheiten hockten und ängstlich nach draußen horchten. 1941 oder 1942 wurde in der Markelstraße 9 ein „Öffentlicher Luftschutzraum“ (ÖLSR) eingerichtet, von außen kenntlich gemacht durch ein gelb-rot-schwarzes Zeichen. Zu diesem Zweck wurde der Hinterhof aufgerissen, unter dem sich irgendwelche unbenutzten Lagerräume befunden hatten, mit einer Betondecke von vielleicht zwanzig Zentimetern Dicke, vier „Notausstiegen“ und einer „Luftschuttschleuse“ versehen, zwei schweren Eisentüren mit Hebelgriffen vor und hinter einem kleinen Raum am Fuß der Keller-

terrasse, den jeder Schutzsuchende passieren musste. Nach dieser Totaloperation erschienen wieder die alte Teppichklopfstange und die beiden Müllkästen im Hinterhof und manchmal auch wieder ein Leierkastenmann, eventuell mit einem sensationellen Affen, dem aus dem Küchenfenster in Zeitungspapier gewickelte Pfennige zuzuwerfen waren – „aber nicht an den Kopf!“.

Unter dieser Idylle lauerte nunmehr ein großer, für die Allgemeinheit bestimmter, weiß gekalkter und mit Holzbänken versehener Luftschuttkeller auf den nächsten Sirenton. Dort verbrachten wir bald viele Stunden vieler Nächte damit, nichts zu tun, außer müde auf die Entwarnung zu warten. Geredet wurde nicht viel und immer nur leise. Ich überlegte mir, wie haltbar die Betondecke sein mochte, wenn eine Bombe mitten auf dem Hinterhof einschläge, und dachte mir über die Zweckhaftigkeit der Notausstiege auf den Hof und der Mauerdurchbrüche in die Nachbarkeller nach, mit nicht sehr optimistischem, aber ebenfalls mattem Ergebnis.

Überhaupt habe ich den Bombenkrieg nicht als eine Folge dramatischer Ereignisse und Gefahren in Erinnerung, sondern als ein nervtötendes und unentrinnbares Einerlei aus Schläfrigkeit und allerlei Befürchtungen, denen man besser nicht zu viel Raum gab. Es ist am Ende in der Markelstraße 9 ja auch „nichts passiert“ außer dem Üblichen, kaputte Fensterscheiben, Risse in Decken und Wänden, Mörtelstaub auf den Möbeln. Das aber wusste man erst hinterher. Wenn nachts Bomben fielen, konnte jeden Augenblick die nächste genau auf die Stelle zielen, wo man sich vor ihr versteckt hatte. Stereotyper Trost: Wenn man sie heranheulen hört, treffen sie einen nicht.

Ich habe mein Leben lang gedacht, ich hätte von den allerersten Fliegeralarmen kaum etwas gemerkt und sei erst bei dem dritten oder vierten aufgeschreckt worden, als ein Angriff ein in der Luftlinie siebenhundert Meter entferntes Wohnviertel in Friedenau traf. Nachts hatte es besonders laut und nahe gekracht, morgens schwirrten Gerüchte, in denen die Namen bekannter Straßen vorkamen, und nachmittags gingen die Eltern mit mir in eine der getroffenen Straßen, um den Schaden zu besehen. Es war die Stubenrauchstraße. Zwei Häuser waren von Sprengbomben ramponiert. Bei einem war die ganze Vorderfront abgerissen und lag als Schutt-

haufen im Vorgarten. Die möblierten Zimmer lagen frei da wie Puppenstuben in einem Puppenhaus. Die gutbürgerlichen fremden Wohnzimmer, jetzt unbetretbar und indiskreten Blicken ausgesetzt, versetzten mir einen tiefen Schreck. Ein paar Nächte lang konnte ich nicht schlafen. Alles konnte jetzt also von innen nach außen gekehrt werden und plötzlich in sich zusammenstürzen. Die Welt hatte ihre bisherige Solidität eingebüßt.

Erst jetzt habe ich eruiert, wann jene Bomben gefallen sind, die mir sozusagen den Urschreck meines Lebens versetzt haben: am Sonntag, dem 7. September 1941 war es. Um 23 Uhr 18 hatte es Voralarm gegeben, um 23.29 Alarm, um 3.47 Entwarnung. Es war einer der schwersten Angriffe bis dato: 199 Sprengbomben, davon 22 Blindgänger, 2000 Brandbomben, 57 Flakgranaten, davon 10 Blindgänger. Eine 1800-Kilo-Bombe hatte ein Haus am Pariser Platz zerstört, es gab 27 Tote. In Friedenau wurden getroffen: Stubenrauchstraße 58, Schwalbacher Straße 9-13, Rheingaustraße 7, Wilhelmshöher Straße 4/5, Hertelstraße 1, 2, 4, Homuthstraße 2-4.

Aber das war überhaupt nicht der dritte oder vierte, es war schon der 84. Fliegeralarm! In den Zeitungen jener Jahre ist es nicht festzustellen. Aber es gab eine pedantische Chronik – die vertraulichen Berichte der „Hauptluftschutzstelle“ beim Berliner Oberbürgermeister, die heute im Landesarchiv verwahrt sind¹. In den ersten Jahren listeten sie penibel jedes beschädigte Gebäude auf, wenn auch (wie ich am Beispiel der Steglitzer Markelstraße genau erkennen kann) zunehmend ungenau, da offenbar bald niemand mehr die rechte Übersicht hatte. Nach diesen Berichten hatten wir seit Ende August 1940 jede dritte oder vierte Nacht im Keller verbracht. Die ersten Bomben waren ganz weit draußen gefallen, in Rosenthal und Wartenberg, man sagte: in Laubenkolonien, und lächelte überlegen und bänglich. Der erste veritable Luftangriff auf das Stadtgebiet hatte in der Nacht vom 28. auf den 29. August 1940 kurz nach Mitternacht stattgefunden und ein paar Häuser weit weg in Kreuzberg an der Kottbusser und der Mariannenstraße getroffen. In der nächsten Nacht war Neukölln an der Reihe, und während die Zeitungen Tag für Tag voll waren von Jubelberichten über den deutschen Bombenhagel auf England und

¹ LA A Rep 001-02, Nr. 700 (1940-41), Nr. 701 (1942), Nr. 702 (1944), Nr.703 (1945).

gleichzeitig, teilweise unter einer gemeinsamen Überschrift, die britische Bomben auf deutsche Wohnviertel für unfair erklärten, gab es in den nächsten drei Wochen acht weitere Nachtangriffe auf Berlin: Wedding, Moabit, Pariser Platz, nördliche Vororte ... Nach den fünf allerschwersten Angriffen vom 22. bis 26. November 1943 wurden in diesen Berichten keine einzelnen Gebäude mehr benannt, nur noch „bemerkenswerte Schadensstellen“ wie Fabriken, Dienststellen, Krankenhäuser, Schulen. Aber es wurde bis zum Ende genau gezählt: Vom 1. September 1939 bis zum 16. April 1945 gab es in Berlin 378 Alarme; die letzten zehn Tage des Krieges waren ein einziger Alarm, den keiner mehr registrierte. Sie begannen meist kurz vor Mitternacht und dauerten eine halbe bis zu fünf Stunden, die meisten etwa zwei. Ab August 1943 fielen auch „Luftminen“, die ganze Häuserreihen zum Einsturz brachten. Jene vertraulichen Berichte machen nebenbei klar, was meiner Erinnerung nach der Bevölkerung verschwiegen wurde: dass ein großer Teil dieser frühen Schäden gar nicht von britischen Bomben angerichtet wurde, sondern von deutschen Flakgranaten, die ihre Ziele verfehlt hatten und irgendwo im Häusermeer einschlugen. Ein besonders absurdes Beispiel ist der 14./15. November 1940. Da fielen insgesamt 20 britische Sprengbomben, von denen 15 „Blindgänger“ waren; gleichzeitig krepitierten 36 Flakgeschosse am Boden, drei blieben irgendwo als Blindgänger stecken. In dieser Nacht wurde von diesem Flakgeballer ein britisches Flugzeug, eine Wellington, abgeschossen und stürzte auf die Domäne Dahlem, wo sie den Kuhstall in Brand setzte und mehrere Kühe tötete.

Warum mir die vorhergehenden 83 Fliegeralarme entfallen waren, kann ich kaum sagen. War ein Sechsjähriger nicht bereit gewesen zu erkennen, dass die Kindheit zu Ende war und ihr Schutz nunmehr nichts mehr galt, hatte ich also den ganzen Luftspuk bis dahin einfach nicht mit dem nötigen Erwachsenenernst erlebt? Eher war es das monotone Einerlei jener Nächte, dieser gleichbleibend mürrische Zustand banger Schläfrigkeit, der die Zeit eingedampft hat. Jedenfalls habe ich sie nicht als eine Folge von Einzelereignissen im Gedächtnis, sondern als ein sozusagen generisches Etwas, die vom gemeinen Auf und Ab der Sirene punktierte Zeit des „Fliegeralarms“, die eine Woche gedauert haben könnte oder auch ein paar Jahre.

Dabei waren die Einschläge 1940/41 schon mehrmals recht nahe gekommen. Am 23. September war eine Flakgranate ins Dachgeschoss der Holsteinischen Straße 25 eingeschlagen, am 5. Oktober 1940 waren in Steglitz vier Flakgranaten am Boden krepirt, am 7. Oktober hatte eine Bombe, eher auch eine Granate, eine Wand im Obergeschoss der Lepsiusstraße 99 durchschlagen, am 14. November war eine Flakgranate in der Feuerbachstraße 13 explodiert, am 20. Dezember eine Brandbombe in der Schlosstraße 42, und am Hindenburgdamm 64 hatte es vier Tote gegeben. Irgendwann war lange nach dem Alarm an der Ecke des Bornmarkts, gegenüber vom Eingang des Titania-Palasts, eine Zeitzünderbombe oder ein Blindgänger explodiert und hatte einen Haufen Menschen zerfetzt, die Körperteile lagen weit gestreut herum.

Für mich verstärkte sich die Bedrohlichkeit der ganzen Lage noch durch die regelmäßigen „Luftlagemeldungen“, die im Radio zu hören waren. Ursprünglich waren sie gar nicht für Zivilbevölkerung bestimmt, sondern sollten die über das Land verstreuten Flakbatterrien und Abfangjägersverbände auf dem Laufenden halten. Sie wurden über „Drahtfunk“ verbreitet. Das war ein eigentlich nur in Verbindung mit einem Telefonanschluss empfangbarer Sendekanal, der aber irgendwann auch mit normalen Radios mitzuhören war. Solange es in der Luft ruhig war, tickte das Radio auf dieser Frequenz nur wie ein altmodischer Zeitzünder. Aber irgendeine „Luftlage“ gab es jeden Abend zu melden, und später auch am Tag. Plötzlich wurde dann das Ticken unterbrochen, und es folgte eine Ansage dieser Art: „Achtung, Achtung. Lancaster im Anflug von Gustav-Anton-vier nach Gustav-Berta-sieben. Wir kommen wieder.“ Oder „Achtung, Achtung. Anflug starke feindliche Bomberverbände auf der waagerechten Friedrich-Gustav-Linie mit Kurs Oost. Wir kommen wieder.“ Was bedeutete das nun? Langsam kamen wir dahinter: „Anton-Friedrich“ muss etwa den Raum Braunschweig bezeichnen haben, die „waagerechte Friedrich-Gustav-Linie“ die Strecke Hannover-Braunschweig, und wenn sie von dort Richtung Osten flogen, dann waren sie in einer halben Stunde über Berlin.

Eines Tages brachte Vater etwas mit, was man eigentlich gar nicht haben durfte, eine Karte mit der Planquadranteinteilung des norddeutschen Luftraums. Es war nur ein Wisch, eine violette Hektographie, aber er löste

das abendliche Rätsel. Von Norden nach Süden: Anton, Berta, Cäsar, von Westen nach Osten ebenso, und jedes längliche Planquadrat von links nach rechts und von oben nach unten in dreimal drei kleinere Quadrate aufgeteilt. Da sah man es nun. Steglitz war in „Gustav-Gustav-zwo“; wenn man je diese Positionsangabe gehört hätte, wären sie schon dagewesen. Später, 1944 und 1945, wurde die „Luftlage“ dann auch in Klartext gesendet: „Achtung, Achtung. Starke feindliche Bomberverbände im Raum Perleberg-Ludwigslust im Anflug auf die Reichshauptstadt. Wir kommen wieder.“ Dann wussten wir Bescheid und brauchten die Sirenen eigentlich gar nicht mehr. Wir hatten dann noch etwa zwanzig Minuten, bis wir im Keller waren. Seitdem habe ich eine unüberwindliche Abneigung gegen die Städte Perleberg und Ludwigslust.

Nachdem der Schock von Friedenau verdaut war, hatte ich aber eigentlich keine Angst mehr. Die Möglichkeit eines plötzlichen Endes war jedoch jederzeit gegenwärtig, und ich fragte mich nur noch, wie: durch einen Splitter am Kopf getroffen? durch Phosphor verbrannt? von einem Feuersturm in die Flammen gerissen? durch eine Sprengbombe zerfetzt? von Trümmern erschlagen? im Keller verschüttet und zerquetscht? mit von einer Luftmine zum Platzen gebrachten Lungen? mit Gas vergiftet, da ja die eine Gasmaske, die uns zugeteilt worden war, nicht für alle vier reichen würde? Am liebsten wäre mir die Sprengbombe genau auf den Kopf gewesen.

Jedoch hatte es schon 1941 viel weniger Alarme gegeben als im Herbst 1940, und das ganze Jahr 1942 hindurch herrschte in Berlin ein unheimlicher Frieden – die Engländer bombardierten erst einmal leichter erreichbare Städte, die sie nicht so hohe Verluste kosteten. Aber Anfang 1943 begannen die Angriffe von neuem, und sehr viel heftiger und systematischer als bei der ersten Welle 1940.

Am 16. Januar ruinierte eine Sprengbombe das Hinterhaus Schloßstraße 89, und Brandbomben zündeten in der Albrechtstraße. Am 1. März (der 101. Fliegeralarm) konzentrierte sich der bis dahin schwerste Angriff auf Steglitz. 257 viermotorige Maschinen erschienen um Viertel vor zehn am Himmel. Es war der erste Angriff, bei dem *blockbusters* (Wohnblockknacker) von 1800 Kilo Gewicht und Sprengbomben in Kombination mit Brandbomben eingesetzt wurden (die Sprengbomben rissen die Häuser

auf, die dann um so leichter abbrannten). Eine erste Welle ging auf Wilmersdorf und die Gegend um den Prager Platz nieder. Dann folgte Steglitz. Allein in „unserer“ Gegend: Markelstraße 62 und 63 zerstört (tatsächlich nur die Nummer 62, die Ruine wurde nach dem Krieg von einem „Trecker“ abgerissen, heute steht dort eine Karstadt-Filiale), der Titania-Palast beschädigt, ferner Rheinstraße 56, Holsteinische Straße 10, Schlossstraße 73, 74, 121 (Ecke Feuerbachstraße), Feuerbachstraße 7/9, 19/21, 22, 23, 24, 54, Lepsiusstraße 102, 103, 104. In der Feuerbachstraße 62 stürzte der ÖLSR ein, drei Schwerverletzte.

Am meisten schmerzte mich den ganzen Krieg über das große Eckhaus Schlossstraße und Feuerbachstraße. Sein stattlicher Eckturm hatte einmal eine große, patinaüberzogene Kupferkuppel getragen. Sie war ein paar Meter niedriger gerutscht und saß von nun an schief wie eine Basenmütze auf der Halbruine. Spätestens in dieser Nacht waren alle Vorderfenster unserer Wohnung zerborsten. Einmal noch wurden kleine Glasscheiben in die Pappen eingesetzt, und als auch die kaputt waren, verbrachten wir den Rest des Krieges vorwiegend hinter Pappe. In der zum Hinterhof gelegenen Küche dagegen blieb es meiner Erinnerung nach immer hell; jedenfalls ist mir, als hätten wir den ganzen Krieg über an den Glasscheiben endlos Fliegen geklatscht.

Es gab noch einen zweiten schweren Angriff auf Steglitz. Er leitete die Phase schwerster Angriffe ein, bei denen die Behörden dann bald die Übersicht verloren. Es war der 126. Fliegeralarm. Er begann am 23. August 1943 um 23 Uhr 42 und endete um 2 Uhr 35. Britische Halifax, Lancaster, Stirling und einige Mosquito hatten sich in sechstausend Meter Höhe über der Müritz gesammelt, Leuchtmarkierungen über Berlin gesetzt und ihre Fracht dann über dem ganzen Stadtgebiet von ausgeklinkt: 30 Minenbomben, 189 Sprengbomben, 50 000 Brandbomben, auch wieder einige *blockbusters*. Es gab (die vollständigen Schadensberichte liefen erst in den folgenden Tagen ein) 476 Tote, davon 174 in Steglitz, 1227 Verletzte, 88 Vermisste, 34 977 Ausgebombte und insgesamt 2685 Schadenstellen, davon in Steglitz 2100. Die Zoogegend stand in Flammen. Am Potsdamer Platz brannten das Haus Vaterland, der Potsdamer Bahnhof und die Philharmonie, auch viele Häuser in der Wilhelm- und der Friedrichstraße. Die meisten Bombenteppiche oder „-fächer“ gingen auf Lich-

terfelde und Lankwitz nieder, die weniger dicht besiedelt waren als unsere Gegend von Steglitz. In dieser traf es die Schloßstraße 18, 28, 101. Ein Blindgänger fand sich in der Lepsiusstraße 8. In der Birkbuschstraße waren die Hausnummern 6, 91, 92, 94/95 zerstört. Wahrscheinlich war es bei dieser Gelegenheit, dass wir die Birkbuschstraße besichtigen gingen, da der Schaden von einer Luftmine herrühren sollte und wir wissen wollten, was uns blühte. Aber anders als damals in Friedenau wurde niemand in die Nähe gelassen. Wir sahen die „Schadenstelle“ nur von fern: tatsächlich, alles kaputt, ein großer Trümmerhaufen.

Den Angriff selbst habe ich in meiner Kellerperspektive so wenig als etwas Besonderes in Erinnerung, dass ich mich gefragt habe, ob ich ihn überhaupt noch miterlebt habe oder bereits „evakuiert“ war. Aber ja, ich muss noch dagewesen sein. In dieser Nacht fielen Phosphorbomben in das Haus genau gegenüber, Markelstraße 57. In den nächsten Tagen brannte es langsam, aber unaufhaltbar nieder. Ich stand auf unserem Balkon und sah zu, wie sich das Feuer von Etage zu Etage immer tiefer fraß, bis es im Laden des Obst- und Gemüsehändlers Michlenz im Tiefparterre angekommen war. (Herr Michlenz, vor dessen Laden wir abwechselnd Stunde um Stunde Schlange standen, hatte mir die einzige Autofahrt meiner ganzen Kindheit spendiert, als er mich auf der Ladefläche seines dreirädrigen Tempo-Lieferwagens einmal mit um die Ecke in die Garage nahm.) Diesen Angriff auf Steglitz muss ich also noch mitbekommen haben, nicht aber den nächsten am 29. April 1944, bei dem die Gegend um die Bahnhöfe Feuerbachstraße und Steglitz verwüstet wurden. Wahrscheinlich hat er unsere Abreise nach Flieth beschleunigt.

Insgesamt hat der Bombenkrieg in Berlin 50 000 gezählte Tote und ungezählte Vermisste (Verschüttete, Verbrannte) gekostet. In 30 000 Wohngebäuden wurden 556 500 Wohnungen zerstört, 37 Prozent des Bestandes.